

GEIST UND GESTALT

BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE
DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
VORNEHMLICH IM ZWEITEN JAHRHUNDERT
IHRES BESTEHENS

ERSTER BAND
GEISTESWISSENSCHAFTEN

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
MÜNCHEN 1959

JOHANN ANDREAS SCHMELLER
ALS SPRACHFORSCHER

Von Wilhelm Wissmann

J. A. SCHMELLER* ist heute in der wissenschaftlichen Welt allgemein bekannt und berühmt als der 'Begründer der streng wissenschaftlichen Mundartenforschung' (so W. Streitberg, *Die Erforschung der indogermanischen Sprachen*. II Germanisch, 1936, S. 145), als der Verfasser des Bayerischen Wörterbuchs, das noch heute unentbehrlich ist, weil es durch nichts Neues ersetzt ist, als Mitbegründer der germanischen Philologie, dessen Ausgaben wenigstens als für ihre Zeit mustergültig anerkannt sind, und als Ordner der in München nach der Säkularisation der Klöster angesammelten Handschriftenmassen und Verfasser ihres Katalogs, was von berufener Seite (Wieland Schmidt im *Zentralblatt f. Bibliothekswesen* 62, 1948, 32), als 'eine der größten bibliothekarischen Leistungen aller Zeiten' bezeichnet worden ist. Aber mit diesen drei Stichworten – Schmeller der Mundartenforscher, der Kenner und Editor altgermanischer Texte, der Bibliothekar – scheint mir doch ein zentrales wissenschaftliches Streben Schmellers nicht genügend berücksichtigt, das sprachwissenschaftliche.

Bei der Beendigung der Korrekturen am Bayerischen Wörterbuch am 10. Juni 1837 trägt Schmeller in sein Tagebuch ein: 'So ist denn doch etwas gethan, das ich nicht wieder thun könnte, nicht wieder thun möchte. Nicht ganz umsonst hab ich gelebt, wenngleich aus dem Gesetzgeber, Weltverbesserer, Dichter etc. der Jünglingsträume nur ein Wortklauber, ein Pedant geworden ist.' Aber bei dem folgenden Eintrag am 15. Juni, wo er sich den von ihm überlegten, aber nicht gehaltenen Toast zum Linnäusfeste notiert, klingt es ganz anders über seinen Beruf, den des Sprachforschers. Da wird die Ähnlichkeit dessen, was er treibt, mit dem, was die Botaniker tun, betont. Wie sie Pflanzen zergliedern und ordnen, so der Sprachforscher das Wort. Wie der Naturforscher nirgends einsam und verlassen ist, weil er überall wenigstens ein Moos oder Insekt findet, so hat auch der Sprachforscher lehrreiche Gesellschaft, wo nur ein Laut menschlicher Zunge tönt. Und wie der Geologe die geheimen Urkunden dessen, was vor Jahrtausenden auf unserm Erdball vorgegangen ist, so findet auch der Sprachforscher im Gefüge der Sprachen Aufschlüsse über Weltschicksale der Völker aus einer Zeit, von

der keine Geschichte, keine Sage weiß. Aber auch die Leiden des Naturforschers kennt der Sprachforscher: Unermüßlich ist das zu Überschauende, und selbst das Einzelne oft undurchdringlich. 'Ermüdet von dem eiteln Bestreben, zu ergründen, was an den Dingen das Wesen, das Wahre ist, stärkt er sich durch den erreichbaren Vorsatz, in dem, was er selbst sich und andern ist, durch und durch ächt zu seyn und wahr. Auf die Bruderschaft zwischen Naturforscher und Sprachforscher.' Wie sehr Schmeller sich bemüht hat, das Wesen der Sprache zu erkennen, geht besonders aus seinem Nachlaß hervor.

Mit diesem scheint sich ein Sprachforscher noch nicht intensiver beschäftigt zu haben. Ich habe mich bemüht, diese Lücke auszufüllen, und sehr bald bemerkt, daß ich schon aus Raumgründen nicht mehr kann, als die Aufmerksamkeit auf einige wichtige Punkte zu lenken, die entweder überhaupt nicht oder doch nicht so bekannt sind, wie sie es zu sein verdienten. Ich gehe chronologisch vor und beginne mit dem Bayerischen Wörterbuch.

Alle Arbeiten Schmellers sind sorgfältig und reiflich überlegt. Auf der Schule vom geliebten Lehrer CAJETAN WEILLER* zu eigenem Nachdenken erzogen, in den Wanderjahren in der Fremde 1804-1813 so gut wie ganz auf sich gestellt, begnügte er sich bei der ihm gestellten Aufgabe nicht damit, neben die vorhandenen Sammlungen des Wortschatzes anderer Mundarten in alphabetischer Reihenfolge, die sogenannten Idiotika, nun in derselben Art eine bairische zu setzen, sondern er schuf sich selbst erst eine feste Grundlage in einer Grammatik der bairischen Mundarten. Gerade weil er die Mundart eines so großen und vielfältigen Gebietes wie Bayern behandeln wollte, mußte er, um das Wörterbuch von unzähligen lautlichen und flexivischen Angaben zu entlasten, eine solche systematische Darstellung vorausschicken. Er hatte erkannt, daß wenn eine Mundart beispielsweise einem schriftsprachlichen ai oder ei ein a in dem Wort Ei entgegenstellt, sie dies auch in Worten wie breit, Fleisch, klein, Main usw. tut; auch daß allgemein Gaist, hailig und die Suffixe hait und kait davon eine Ausnahme machen und daß dies 'eine mehr städtische Aussprache' ist. Mit andern Worten, er hatte die Gesetzmäßigkeit der Lautentwicklung entdeckt; auch der Ausdruck 'Gesetz' findet sich im Zusammenhang mit Lautübergängen in seinen Aufzeichnungen zur Philosophie der Sprache (Schmelleriana 79). In diesen liegt nun auch ein Zettel, der einen weiteren wichtigen Grund dafür enthält, dem Wörterbuch gewissermaßen als Fundament eine Grammatik vorzuschicken: 'In Bezug auf die Behandlung der einzelnen Artikel habe ich vor allem gesucht, nach der in meiner Mundartengrammatik näher klassifizierten Aussprache Analogien und der darauf gegründeten etymologischen Orthographie und mit wesentlicher Berücksichtigung seines neueren und

älteren schriftlichen Vorkommens die wahre genuine Form desselben herzustellen. Die mündliche Ausspracheformen sind als das minder wesentliche bloß da wo es nöthig schien und einschlußweise hinzugefügt.' Das heißt: Nur die vorherige Feststellung der Lautgesetze ermöglicht uns bei nur mundartlich belegten Wörtern etymologisch berechnete Ansätze und – so dürfen wir den Gedanken fortsetzen – damit überhaupt erst eine Erklärung. Wichtig und weit in die Zukunft weisend ist auch die Berücksichtigung der sozialen Schichtung: er unterscheidet die gemeine ländliche Aussprache, die der Bürgerklasse in Städten und die Aussprache der Gebildeteren oder die provinzielle Art und Weise, das Schriftdeutsch zu lesen.

Mit dieser Lautlehre der Mundarten Bayerns von 1821 hat Schmeller JACOB GRIMM überflügelt: der erste Band der Deutschen Grammatik in der 1. Auflage (1819) enthielt ja nur die Flexionslehre, und die nach Schmeller erschienene 2. Auflage (1822), die vor die Flexionslehre die Lautlehre setzt, hat diesen Terminus zwar besonders in der Vorrede, redet aber im einzelnen von den Buchstaben, nicht von den Lauten. Die berühmte Darstellung der Lautverschiebung wird unter der Überschrift 'Vergleichung fremder Buchstaben' gegeben. Es handelt sich nicht nur um einen Mangel der Terminologie, sondern um einen entscheidenden Mangel der Betrachtungsweise. Da Jacob Grimm nicht fragt, welche Lautwerte mit den Buchstaben gemeint sind, kommt er z. B. zu einem falschen Schema der Lautverschiebung. Dagegen hat Schmeller stets scharf zwischen Laut und Zeichen für den Laut, den Buchstaben, unterschieden, ja er hat, als erster in den germanischen Sprachen, sich eine eigene Umschrift geschaffen, um die verschiedenen Varianten der Vokale besonders genauer bezeichnen zu können, *é ê æ œ*, wie überhaupt die Genauigkeit und Feinheit seiner phonetischen Beobachtungen bewunderungswürdig ist. Hervorzuheben ist auch seine Heranziehung fremder Sprachen, wie er etwa bei der Feststellung des vokalischen *l m n r* auf das slavische und altindische *l r* sowie auf gotische Wörter wie *anabusns*, *auhns* usw. verweist.

1818 sollte Schmellers Grammatik in Druck gehen, da erscheint der erste Band von Jacob Grimms Deutscher Grammatik, der wie gesagt die Flexion enthält. Für die Lautlehre konnte also Schmeller nichts entnehmen, aber die Formenlehre hat er nach emsigem Studium umgearbeitet, so daß das Buch erst 1821 erscheinen konnte. Hervorzuheben ist noch außer dem Gesagten die allgemeine Einleitung vor der Flexion über das Wesen der Sprache und der sprachlichen Mittel, was in den Materialien der Schmelheriana weiter ausgeführt wird. Die Formenlehre enthält vieles, was wir in der Wortbildungslehre und in der Syntax unterbringen. Und endlich findet sich hier schon die eingehende Berücksichtigung der Eigennamen, der Per-

sonen- wie der Ortsnamen, genau so wie im Wörterbuch; und zwar mit der allein wissenschaftlichen Methode, nicht nur die im Eigennamen steckenden Appellativa, sondern auch die grammatische Bildung zu erklären. Als Beispiel gebe ich seine Erklärung des Namens Weiller, seines unvergeßlichen Lehrers, wie er sie sich in seinem Exemplar seines Nachrufes auf Franz Eduard Desberger notiert hat: Weiller (Schleiermacher von Weil velum) wie z. B. Brüechler, Schäffler.

In diesem Wörterbuch nun, dessen erster 1827, dessen vierter und letzter Band 1837 erschien, spielen die alten, d. h. alt-, mittel- und frühneuhochdeutschen Formen und Belege eine von Band zu Band steigende Rolle. Immer mehr kann er aus seinen eigenen Sammlungen zitieren. Die ahd. Materialien, die zum Schluß 14 Foliobände umfaßten, sollten gewiß ein' eigenes ahd. Wörterbuch ergeben, es ist nicht zur Ausarbeitung gediehen, da 1834 der erste Band von Graffs althochdeutschem Sprachschatz erschien.

Rühmend hervorheben muß der Sprachforscher noch die Zurückhaltung, der sich Schmeller bei der Erklärung der Wörter befleißigt. Wo keine älteren Formen vorliegen oder der Zusammenhang fraglich ist, wird meist auf eine Etymologie verzichtet. Darin steht Schmeller turmhoch über den meisten Lexikographen seiner Zeit, besonders auch über Stalder.

In seinen 'Gedanken über ein zu bearbeitendes baierisches Idiotikon' von 1816 (abgedruckt bei Rockinger, An der Wiege der baierischen Mundart-Grammatik und des baierischen Wörterbuches, München 1886, S. 75) hatte Schmeller geschrieben: 'Wenn es wahr ist, . . . daß die Sprache der vollständigste Lebensabdruck eines Volkes, so muß die gelungene Darstellung der Sprache eines Volkes zugleich die tiefsten Einsichten in dessen inneres sowohl als äußeres Leben und Treiben gewähren. Zu einer solchen Darstellung des Volkslebens durch die Sprache kann aber durchaus nicht die alphabetische Ordnung . . . gewählt werden. Die eigenthümlichen Wörter einer Mundart, eben weil sie dieses sind, können selten durch bloße Beisetzung eines entsprechenden aus der Büchersprache erklärt werden; sie fordern gewöhnlich eine weitläufige Sacherklärung, weil in der Regel die Sache dem Volke ebenso sehr als der Ausdruck dem Dialekt eigenthümlich ist. Diese Erklärung ist aber für viele Fälle dadurch entbehrlich zu machen, daß die Wörter nach der Ordnung sich ähnlicher Sachen aufgeführt werden. Aus diesen Gründen soll der eigenthümliche Wörter-Vorrath der baierischen Mundart in einer I. Abtheilung nach der Ordnung der Sachen und mit Erklärung der Sachen und in einer II. Abtheilung nach der alphabetischen Ordnung der Wörter und mit Erklärung und mit Ableitung der Wörter verzeichnet werden.' Es folgt dann eine Übersicht über eine solche Ordnung. Leider ist der Plan nicht durchgeführt worden, gelegentliche Hinweise auf

Synonyme bilden nur einen kümmerlichen Ersatz. Aber wichtig erscheint, wie Schmeller hier Bestrebungen der Antike und des Mittelalters aufnimmt, die heute lebhaft diskutiert und probiert werden.

Diese Aktualität tritt nun besonders frappant in dem schon genannten Konvolut 'Zur Philosophie der Sprache' hervor (Schmelleriana 79). Es enthält in verschiedenen Lagen, die meist mit Bleistift geschriebene Überschriften tragen, wie Begriffsbildung (Act), Verhältnis des Denkens zur Bezeichnung des Denkens, Sprache, Sprachbildung mit Absicht, Meinungen über die Entstehung der Sprache, Δειξις, Monstrativa, Redetheile, Wortbildung usw. auf Zetteln Auszüge aus philosophischen und allgemein sprachwissenschaftlichen Werken und eigene Gedanken und Ausarbeitungen zu den genannten Themen. Der Grundstock ist durch ein gelegentlich daraufgesetztes Datum (23. 7ber 1823), durch Bezugnahme auf Zeitungsnachrichten, wie den Constitutionnel du 15. janvier 1824, sowie durch die Tagebucheintragen auf 1823/1824 datiert. Er hoffte damals auf eine Professur der deutschen Sprache am Lyzeum und beschäftigte sich 'wegen der dringenderen Vorbereitung zur Professorschafft' (Tagebuch 3. 9. 1823) so intensiv mit der allgemeinen Sprachwissenschaft; aber als die Liste der Ernennungen erschien, da war 'vom armen Hans Andres keine Rede' (31. 8ber 1823).

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, im einzelnen Schmellers eigene Ansichten und Ausführungen mit denen seiner Vorgänger zu vergleichen – aber ich kann hier nur kurz auf einige Punkte hinweisen, in denen Schmeller so überraschend modern wirkt.

Der sprachliche Akt – wie er sagt, Verständigungsakt durch Darstellung oder Zeichen, die Significatio – besteht ihm notwendig aus 1. einem Significans, 2. einem Signicipans, 3. einem Significandum (dem gemeinsam angeschauten Gegenstand) und 4. einem Signum (der Darstellung eines herausgehobenen Merkmals). Verallgemeinert man diese Momente, so bekommt man genau das Schema, das einer der führenden Sprachforscher der Gegenwart, Roman Jakobson von der Harvard University, kürzlich (am 16. 9. 1958) in einem Vortrag über 'Grundfragen der Sprachanalyse' an die Tafel geschrieben hat:

	<i>Situation</i>	
<i>Sender</i>	<i>Sendung</i>	<i>Adressat</i>
	<i>(Mitteilung)</i>	
	<i>Code</i>	

Besonders wichtig ist Schmellers Erkenntnis, daß jedem Zeichengeber ein Zeichenempfänger entspricht – während man sonst vielfach mit Recht der deutschen Sprachforschung vorgeworfen hat, daß sie allzuleicht den sozia-

len Charakter der Sprache vergißt. So überraschend ähnlich die beiden Schemata aber auch sind (das von 1823 und das von 1958) – einen wichtigen Unterschied dürfen wir nicht übersehen. Der heutige Sprachforscher will nur die einen Sprachakt konstituierenden Elemente feststellen, Schmeller wendet seine Erkenntnis sofort genetisch: 'In der Bezeichnung durch Sprachlaute war für das Signum ein förmlicher Ausdruck früher notwendig als für die übrigen Momente des Verständigungsaktes'. Andererseits sagt er aber auch 'die Sprache ist ein Organismus, was sie als Baum ist, was sie schon als Pflänzling, als Fruchtkeim, wodurch sie lebt, fortlebt, ist sie auch entstanden!' Auch dies ein in der Gegenwart vielfach geäußelter Gedanke, den W. v. HUMBOLDT (der sonst auf Schmeller nicht gewirkt zu haben scheint) so formuliert: 'Es kann die Sprache nicht anders als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muß in jedem Augenblick ihres Daseyns dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht.' Auch Organismus ist eine Lieblingsvorstellung W. v. Humboldts von der Sprache.

Aber es findet sich bei Schmeller nun auch derselbe Gedanke in moderner Formulierung: 'Die Sprache ist ein klassifiziertes System der Dinge durch Zeichen'. Die Zeichen sind nun entweder Deutzeichen oder Mahn- bzw. Nennzeichen, *expressiones indicativae*, die er auch *Monstrativa* nennt, oder *expressiones nuncupativae*. Die besondere Hervorhebung der *Monstrativa* finden wir in der Gegenwart etwa bei Karl Bühler und seiner Schule. Die *Monstratio*, das Deuten, kann nun entweder 1. ein Gestus sein oder 2. es kann durch Laute an der Wortwurzel oder 3. es kann durch ein ganzes besonderes Deutwort ausgedrückt seyn. Nr. 2 meint nicht mehr und nicht weniger, als daß die Flexionselemente deiktische Elemente sind. So deutet die Personalendung beim Verbum auf den Sprechenden, den Angeredeten oder einen von beiden Entfernten. Oder beim Nomen das Deiktikon für den Gestus der Bewegung auf etwas zu – der Accusativ Dativ; von etwas weg – Genetiv Ablativ; für den Gestus des Bleibens an einem Orte – da, Ablativ (meint Lokativ). 'Das erste was da war, war der Spruch.' Dies ist eine Erkenntnis, die gemeinhin den Junggrammatikern zugeschrieben wird, 50 Jahre nach Schmeller. Aber nun die Folgerung daraus: 'Keine Casusform früher als die andere. – Mit dem Spruche alle zugleich da. Wir haben bloß technisch den Nominativ herausgehoben.' Wie aber ist es mit den nichtflektierenden Sprachen? 'Können die einsylbigen formlosen Sprachen nicht Trümmer (cfr. Englisch) aus früheren vollkommeneren seyn?' Denn 'das Fortschreiten der Sprache (ist) ein beständiges Abwerfen, Verkürzen und Verholzen'. Auch dies ein in der Gegenwart wiederholt geäußelter Gedanke.

Nimmt man noch die Fülle glänzender Formulierungen und zahlreiche wichtige Beobachtungen, die er sich notiert hat, hinzu, so wird man es als

einen Jammer empfinden, daß diese sprachphilosophischen Bemühungen eines klugen und selbständigen Denkers und Beobachters nicht Frucht tragen konnten.

Vorübergehend scheint er daran gedacht zu haben, aus seinen Notizen ein Buch zu machen; jedenfalls findet sich ein Zettel, der in Form eines Titelblattes enthält

SPRACHE UND SPRACHEN

philosophisch-linguistischer Versuch

von

x

Aber es ist nichts draus geworden, denn 'es ist so schwer, über Sprache zu philosophieren, weil es mittels Sprache geschehen muß. Es ist das Eichen eines Maßes an einem Maße selbst, ein Beschauen gefärbten Glases durch gefärbtes Glas, ein Münchhausensches Ziehen des Pferdes am Schwanz des Pferdes, auf dem man sitzt.'

Von nun an nimmt das Riesenwerk der Katalogisierung fast die ganze Arbeitskraft Schmellers in Anspruch. Nur in wenigen Nebenstunden kann er sich noch andern Aufgaben widmen. Es handelt sich meist um Editionen, die die wissenschaftliche Welt gebieterisch forderte; für unser Thema sind nur zwei zu nennen, einmal die des 'Muspilli. Ein Bruchstück einer ahd. alliterierenden Dichtung vom Ende der Welt' (1832) mit so gut wie uneingeschränkt richtiger Übersetzung und Erklärung sowie einem Glossar, und sodann die des altniederdeutschen Heliand, Text 1830, Glossar 1840. Hat die Muspilli-Ausgabe nur noch historischen Wert, so ist von der Heliandausgabe wenigstens das Glossar nicht ganz überholt. Gewiß besitzen wir seit 1925 ein vollständiges Wörterbuch zum Heliand durch den Amerikaner H. Sehr, das nicht nur für das Studium des Altsächsischen absolut unentbehrlich, sondern auch von größtem Wert für das der andern germanischen Sprachen ist. Aber in zwei Punkten hätte es dem heutigen Gelehrten gutgetan, wenn er sich bei Schmeller Rat geholt hätte: der eine sind die Genusangaben, eine Crux vieler Wörterbücher altgermanischer Sprachen. Der Sprachforscher muß grundsätzlich fordern, daß zu erkennen ist, ob ein angegebenes Genus dem Denkmal selbst durch unzweideutige Flexionsformen oder die Syntax entnommen ist, oder ob es aus den verwandten Sprachen nur erschlossen ist. Gewiß erfüllt auch Schmellers Glossar diese Anforderung nicht immer, aber in nicht wenigen Fällen hat er richtig das neutrale Genus eines Wortes erkannt, dem die späteren Herausgeber masculines oder neutrales zuschreiben; zum andern ist es vielfach, wenn seine Angaben von

denen der späteren abweichen, ein Zeichen dafür, daß das Genus im Heliand nicht bestimmt werden kann. Der zweite Punkt, in dem Schmellers Glossar nicht voll überholt ist, sind die Bedeutungsangaben. Daß Schmellers fast durchweg schärfer sind, mag daran liegen, daß die lateinische Sprache geeigneter ist zur Bedeutungsbestimmung in einer Dichtung, die nach einer lateinischen Evangelienharmonie gemacht ist. Aber es gibt auch Wörter, die Schmeller richtig und die Späteren einfach falsch übersetzen.

Bei all dem Gesagten ist nun ein Zug noch nicht hervorgehoben worden, der für den Sprachforscher Schmeller charakteristisch ist, seine große Sprachenkenntnis. Außer den germanischen Sprachen beherrschte er eine Anzahl romanischer Sprachen, über die Endung *ez* spanischer und portugiesischer Familiennamen hat er, um 'der jährlichen Frohne'¹ bei der Akademie Genüge zu tun, eine Abhandlung geschrieben (1849).

1821 vertraut er dem Tagebuch an: 'Um vor langer Weile und Lebensüberdruß nicht zu vergehen habe ich mir meine Grammatiken in Reihe und Glied gestellt, und so nehme ich jeden Tag eine andere Sprache vor. Sie kommen in der Ordnung: Sanskrit, Persisch, Arabisch, Hebräisch, Madjarisch, Griechisch (alt und neu), Latein, Italienisch, portugiesisch, spanisch, französisch, russisch, böhmisch, polnisch, englisch, dänisch, holländisch.' Noch als Fünfzigjähriger begann er Chinesisch zu lernen. Fruchtbar für sein Bayrisches Wörterbuch ist seine Kenntnis des Tschechischen geworden. Vielfach werden sonst undeutbare Mundartwörter als Entlehnungen aus der slavischen Nachbarsprache gedeutet, stets erwägenswert, oft schlagend richtig. Eine Arbeit ist (abgesehen von Rezensionen) dem Tschechischen speziell gewidmet, der lebenswürdige 'Blick auf die nachbarliche Slavensprache in Böhmen' (Münchener Gelehrte Anzeigen 1843), der Lust machen will, sich mit dem Slavischen, besonders dem Tschechischen, näher zu beschäftigen. Sollten wir uns nicht freuen, 'einen lebendigen Schlüssel zu der eigenthümlichen Welt gleichsam in unserer Mitte zu haben, an einem Volk, das politisch anmaßungslos, uns nicht nur durch örtliche und geschichtliche Landsmannschaft, sondern auch durch viele andere Beziehungen, selbst durch den Umstand, daß alle seine Gebildeten neben der eigenen Sprache auch die unsrige kennen und unsere Literatur nicht bloß benutzen, sondern auch bereichern, so nahe befreundet ist? Dies Verhältnis muß wechselseitig werden.' – Der Vortrag gibt einen Überblick über das tschechische Lautsystem unter Hervorhebung der Ähnlichkeiten mit dem deutschen, besonders dem bairischen, behandelt die Lehnbeziehungen (worunter auch die slavischen Ortsnamen 'nicht bloß von der Elbe, sondern selbst von der Saale westlich, zur Aisch und Pegnitz herauf') und einige Ähnlichkeiten in der Formbildung.

Literatur

- Johannes Nicklas, Johann Andreas Schmellers Leben und Wirken. München 1885.
H. Kunisch, Johann Andreas Schmellers geistesgeschichtliche Stellung. In: Histor. Jahrbuch 62-69, 1949, 431-463.
Otto Basler, ebd. 1954, 442-462.
Schmellers Tagebücher, hrsg. von P. Ruf, München 1954-1957 (mit der wichtigen Einleitung über Schmellers Persönlichkeit).